

1. Ziehung der 1. Klasse 193, Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and their corresponding prizes. Includes sub-headers for 'Gewinn über 50 Mark' and 'Gewinn über 10 Mark'.

1. Ziehung der 1. Klasse 193, Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and their corresponding prizes. Includes sub-headers for 'Gewinn über 50 Mark' and 'Gewinn über 10 Mark'.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Verkehrsberichte, Reichswirtschaftlicher Teil, Reichswirtschaftliche Nachrichten, and various market reports.

1. Ziehung der 1. Klasse 193, Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and their corresponding prizes. Includes sub-headers for 'Gewinn über 50 Mark' and 'Gewinn über 10 Mark'.

1. Ziehung der 1. Klasse 193, Königl. Preuss. Lotterie.

Table with 2 columns: numbers and their corresponding prizes. Includes sub-headers for 'Gewinn über 50 Mark' and 'Gewinn über 10 Mark'.

Volkswirtschaftlicher Teil.

Verkehrsberichte, Reichswirtschaftlicher Teil, Reichswirtschaftliche Nachrichten, and various market reports.

Handwritten notes and additional information related to the lottery results.

Handwritten notes and additional information related to the lottery results.

Handwritten notes and additional information related to the lottery results.



[Nachdruck verboten.]

Von Bruderhand.

[12] Roman von Doris Frein v. Spätigen.

Erſchreckt und ſichtlich verduzt fuhr die Angeredete zurück. „Mir gar nichts ſagen! Heimlich operiren wollen Sie? Das geht nicht! Das dulde — ich keinesfalls! Das verbiete ich Ihnen!“ — In zügelloſer Heftigkeit fuchtelte die Prinzefſin dabei mit der Reitterte um ſich herum, daß Freitag zuweilen voll Beſorgniß nach ſeinen, auf geſchnitzten Wandbords ſtehenden koſtbaren venetianiſchen Gläsern und kryſtallinen Poſalen hinüberjah.

„Aber der gnädigen Prinzefſin liegt es doch wohl einzig nur am Reſultat, ſollte ich meinen? Ein voreilig hingeworfenes Wort, eine unbedachte Aeußerung könnte Alles verderben. Ich kann nur dringend anempfehlen, mir unbedingt zu vertrauen.“

„Der Kutur werde aus Ihnen klug! Hier bleibt mir wirklich nichts Anderes übrig, als bonne mine zu machen. Nun gut, thun Sie, was Sie wollen, Freitag, nur das ſage ich: am Narrenſeil laſſe ich mich von Ihnen nicht herumführen. Wenn ich das merke — geht unſere Freundschaft in die Brüche.“

Der kleine Herr richtete ſich ſtolz auf und entgegnete unbeirrt: „Gnädige Prinzefſin werden mit mir zufrieden ſein.“

„Um ſo beſſer für Sie. Dann behalten Sie auch an mir eine treue Verbündete und Fürſprecherin in Allem, was Sie Möglichen und Unmögliches von Papa zu erreichen wiſchen.“

Freitag lächelte fein und machte ein ehrerbietiges Kompliment, während Brigitte ſpöttlich fortfuhr:

„Ich denke, es liegt Ihnen vor Allem viel daran, dem „Glasmacher“ einmal einen empfindlichen Streich zu verſetzen? Geſtehen Sie das nur getroſt ein. Wäre der Ihnen nicht zuvorgekommen und hätte Ihre wohl durcharbeiteten Berechnungen und großartigen Ideen durch ſein alzu reiches Handeln über den Haufen geworfen, ſo wären Sie ſelbſt heute der Beſitzer jener lukrativen Etabliſſements. Daß unſere Raſenberge Quarz enthielten, wußten Sie doch wohl ſeit Jahren — ehe Ihre Pläne jedoch zur Reife gediehen waren, hatte der Amerikaner Ihnen den fetten Biſſen weggeſchnappt.“

Ohne daß Brigitte es wahrnahm, hallte der Rath die Hände heimlich zur Fauſt, allein in demſelben ruhigen Tone gab er zurück: „Mir iſt beſonders Weller's Perſönlichkeit im hohen Grade widerwärtig. Sein Ehrgeiz und Dünkel gehen wirklich oft zu weit. Wonach der ſeine Hand ausſtreckt, das gibt er mir wieder frei. Ich will nur hoffen, daß Se. Durchlaucht dort nicht noch trübe Erfahrungen machen wird.“

Brigitte ſchnippte wegwerfend mit den Fingern und lachte kurz auf. „Bah, dieſe Liebſchaft meines Bruders iſt wohl bereits als überwundener Standpunkt zu betrachten. Jetzt rennt Arz wie ein Narr hinter der kleinen Joachima her und wird wohl nächſtens dort vor Anker feſtſetzen — als guter gehorſamer Sohn.“

„So — hm! Ich möchte der gnädigen Prinzefſin nicht gern widerſprechen — aber ſo ſehr ich dieſe Weller's auch haſſe und auf all' ihren proſenhaften Luxus verächtlich niederlichaue, ein Jahr meines Lebens gäbe ich darum, könnte ich einmal in der Villa ein Mäuschen ſpielen und ungeſtört jeden Raum derſelben durchtöbern.“

„Sie machen mich ſtutzig, Freitag, warum ſagen Sie das nicht Papa?“

„Seine Durchlaucht ſind leider zu ſehr Sanguiniker und halten mich bereits für einen ewig krächzenden Unglücksraben. Es iſt ja eine alte Geſchichte, daß man von Dingen, die einem peinlich ſind, nicht gern reden mag.“

Brigitte ſchnitt eine Grimaffe und rückte ſich am Spiegel den Hut zurecht. „Niederträchtiges Pack, will ſchon mein Möglichſtes thun, die Bande zu ärgern,“ zückte ſie halbblau vor ſich hin. Darauf wandte ſie ſich um und reichte dem Kabinetsrathe ihre von einem gelben Stulphandschuh bekleidete Rechte hin.

„Na — bleiben alſo Freunde und Verbündete, Alterchen — und nichts für ungut — wie?“

„D, ich kenne ja der gnädigen Prinzefſin feuriges Temperament,“ verſetzte er ſanft.

„Und wann — wann werden Sie mir Bericht erſtatten? Ich bin ungeduldig und — verliebt, Freitag“, rief ſie mit brüſtem, faſt unweiblich hartem Lachen.

„Gnädige Prinzefſin werden mein geheimes, aber wirkſames Eingreifen wohl bald genug verſpüren. Vieles Sprechen iſt nicht meine Art — den Erfolg — immer nur den Erfolg muß man im Auge haben.“

„Na, da bin ich geſpannt. Wahrhaftig, ich habe jetzt ein Gefühl, als ſei mir eine Bergelaſt von der Seele gefallen. Somit lege ich alſo meinen Herzenskummer in Ihre Hand, beſter Freitag. Bahaha, es iſt wirklich zum Todlachen, daß ſo ein alter, verknöchertter Junggeſelle in einer Liebesaffaire den Helfer und Berather ſpielen muß. Kriegen auch einen tüchtigen Kuppelpelz und auf meiner Hochzeit das erſte Stück vom Brautſtrumpfband — auf Wort!“

Sichtlich guter Laune und von dem Kabinetsrathe bis hinaus vor den Säulengang begleitet, beſtieg Brigitte wieder ihr Pferd und ritt davon.

Ueber den Bewohnern des Wuſteroder Schloſſes lag es wie dumpfe Gewitterſchwüle und die fröhliche Harmloſigkeit des Verkehrs, wie er vor des Seemanns Rückkehr und in den erſten Tagen von deſſen Anweſenheit im Elternhauſe unter den Familiengliedern geherrſcht, war völlig geſchwunden. Selbſt Joachima war einſilbiger geworden. Zuweilen hörte man wohl noch ihr melodisches Lachen, allein daſſelbe klang gezwungen, als ob es nicht mehr aus ſorglos glücklichem Herzen käme. Der Fürſt ſchüzte Geſchäfte vor und zeigte ſich weniger. blieb er einmal des Abends bei den Damen, ſo war er zerſtreut und wortkarg. Auch trug der Fürſtin Stimmung nicht ſonderlich dazu bei, den Gatten aufzuheitern. Trotz der warmen Jahreszeit klagte ſie über fatale Miſſaſſchmerzen in der Hüfte und ſprach bereits von einem Badeaufenthalt in Teplitz. Brigitte jedoch ſchien ängſtlich bemüht, dieſe Idee der Mutter wieder auszureden.

„Unſinn, Teplitz! Der Leibarzt hat manchmal den Spleen! Teplitz würde Dein Leiden nur verſchlimmern. Wohnungen miſerabel — ungenießbares Eſſen — kein Comfort dort — daß iſt Alles nichts für Dich. Und ſchließlich könnſt Du doch nicht verlangen, daß ich Dich jetzt dahin begleite! Du weißt doch, am Dritten iſt das Rennen drüben in W., wo Lieutenant Graf Trach, Octavio's Freund, meinen Schimmelhengſt „Belſort“ reitet. Das intereſſirt mich doch zweifellos. Auch kannſt Du die Couſinen unmöglich hier allein zurücklaſſen in Carlo's und Arz's Geſellſchaft. Bedenke das, chere maman, und ſchlage Dir die Badereife aus dem Sinn. Unſere Wuſteroder Luft iſt bei Weitem nerenſtärkender und kräftigender, als die von dergleichen überfüllten Orten. Gerade jetzt von Hauſe fortzugehen, halte ich für eine große Thorheit“, ſagte die Prinzefſin in mentorhaftem Tone, den ſie gegen die Eltern oftmals anzunehmen ſich vermaß.

Was Archibald den ganzen Tag über trieb und that, wäre ſchwer zu beſchreiben geweſen. Man vernahm ihn ſogar zuweilen bei den Mahlzeiten. War er daheim, ſo verkehrte er viel und gern mit Miß Jefferſon und Joachima. Dann muſizirten ſie, ruberten auf dem See oder machten längere Spaziergänge. Bemerkenswerth war es nur, daß, wo immer dieſe Drei ſich aufhielten, in einziger Entfernung von ihnen auch Carlos ſichtbar wurde und man wirklich zu glauben berechtigt war, er ſei ängſtlich bemüht ihnen zu folgen.

Auffallend war es ferner, daß Archibald jeder Unterredung unter vier Augen mit dem Vater merklich auswich und in Gegenwart der Eltern ſiets einen harmlos unbefangenen Geſichtsausdruck zur Schau trug, obwohl er von dem Fürſten oft mit finſterer, ſorgenvoller Miene beobachtet wurde.

Es war acht Tage nach Brigittens Beſuch bei Dr. Freitag.

Im Schlosse hatte ziemlich Aufregung geherrscht, weil am Morgen der aus Wien erwartete Arzt Dr. Leisinger angekommen war.

Nachdem ihm sein Patient, welcher, was ärztliche Untersuchungen und Konsultationen anlangte, stets eine bewundernswürdige Ruhe, eine fast apathische Gleichgültigkeit an den Tag legte, vorgestellt war hatte der berühmte Mann ein längeres Gespräch mit dem Fürsten gehabt, nach welchem alsbald bekannt wurde, daß Doktor Leisinger für die Zeit von einigen Wochen als Gast im Schlosse weilen würde. Derselbe war ein schlanker Mann mittleren Alters, von sehr distinguirtem Aussehen, aber auffallend absprechendem, schroffem Wesen, der es durchaus nicht liebte, durch Fragen belästigt zu werden, und zuweilen kurze, fast unhöfliche Antworten gab. Ungeachtet, daß Aller Augen mit ängstlicher Spannung jede seiner Mienen beobachteten, zeigte er stets nur den indifferentesten Gesichtsausdruck, als ob die Angelegenheit, deretwegen man ihn hierher berufen, nur eine unwichtige Bagatelle sei.

„Arroganter Mensch! kenne das! Läßt sich Unsummen bezahlen und verduftet dann, ohne daß er dem armen Carlos zu helfen im Stande gewesen!“ — charakterisirte Brigitte schon nach wenig Stunden die Persönlichkeit des berühmten Arztes, nachdem dieser in zwar höflicher, doch ziemlich entschiedener Form deren indiscrete Fragen kurz abgewiesen hatte.

Nur die Prinzessin Joachima, welche Doktor Leisinger bereits aus dem Hause ihres Stiefvaters kannte, durfte sich öfters eines freundlicheren Wortes Seitens des ermiten Mannes rühmen. Als nach seiner Ankunft Beide zufällig nebeneinander gestanden, hatte das junge Mädchen in freundlicher Vertraulichkeit des Arztes Hand plötzlich ergriffen und ihm in warmen, zu Herzen dringenden Tönen zugeflüstert:

„O, ich weiß und ohne Sie werden Alles thun, um meinem armen Vetter zu helfen, Herr Doktor. Ich bin sehr, sehr glücklich, daß Sie gekommen sind!“

Seitdem ruhte das hinter goldener Brille verborgene scharfe Männerauge öfters so eigenthümlich theilnehmend auf dem reizenden Gesicht —

„Du willst heute Abend noch einmal ausgehen, Archibald? Es regnet in Strömen, dabei ist es nahezu neun Uhr,“ sagte Fürst Amberg zu seinem zweiten Sohne, der eben im Begriff stand, auf einer aus dem oberen Stockwerke nach der großen Eingangshalle führenden kleinen Seitentreppe hinabzueilen.

Der Ältere, welcher in düsterem Sinnen, ohne rechts noch links zu schauen, vor sich hingeschritten war und die Annäherung des Fürsten gar nicht wahrgenommen hatte, stuzte überrascht und sein männlich schönes Antlitz bezog sich mit dunkler Bluth. „Ja, Vater, ich habe — ich muß noch einen — nöthigen Gang thun — bin aber bestimmt in einer Stunde wieder zurück“, kam es auffallend heftig und stotternd über des Prinzen Lippen.

„Ich wünsche, daß Du diesen nöthigen Gang unterläßt, da mir daran liegt, mit Dir zu sprechen, Archibald“, sagte der Fürst gegen seine Gewohnheit kurz und bestimmt. „Ich habe bemerkt, daß Du in der Regel um diese Zeit das Haus verläßt und nahm mir deshalb vor, hier auf Dich zu warten.“

„Ist das, was Du mir mitzuthellen hast, so eilig, Vater? Ich verspreche Dir, Punkt zehn Uhr zurück zu sein und mich in Deinem Arbeitszimmer einzufinden.“

Ein amerikanischer Zeitungsjunge.

Erzählung von Richard Harding Davis.

Uebersetzung aus dem Dänischen.

(Fortsetzung.)

Endlich erreichte Gallegher die ersten Häuser, er begrüßte sie mit einem Freudenstreich. Das spärliche Licht der einzelnen Straßenlaternen gab ihm ein Gefühl der Sicherheit. Große Wollspinnereien und Bachhäuser traten nun an Stelle der Gemütsfelder und entlaubten Bäume mit ihren unheimlichen phantastischen Formen.

Gallegher rechnete aus, daß ungefähr eine Stunde verstrichen sein müsse. Der Regen hatte sich jetzt in Schnee verwandelt und fiel in großen schweren Kloden. Der Knabe fuhr nun an einer Häuserreihe nach der andern vorüber und lenkte endlich in die Broadstreet ein, die große Verkehrsader, welche quer durch die Stadt läuft und sie in zwei Theile theilt. Alle seine Gedanken richteten sich auf die große Uhr, die er nun bald erreichen mußte.

Plötzlich wurde er durch einen Ruf aufgeschreckt. „Salt! Wartel!“ klang es hinter ihm her.

Der eigenthümlich gedrückte Ton verrieth mehr, als ungebuldige Erregung. „Ich erlaube Dir, sofort mit mir hinauf zu kommen,“ klang es unerhörtlich fest zurück.

Wie in innerer Angst und Seelenpein krampfte sich des Prinzen Hand um das hölzerne, durch Gebrauch und Alter tief mahagonibraun gewordene Treppengeländer. Eine zwierrmige an der Wand hängende Dellampe warf nur ein spärliches Licht ringsum.

Mehrere Sekunden vergingen schweigend, dann sagte der Prinz wieder völlig gefast, nur leise bittend:

„Ich werde in — zwanzig Minuten zurück sein, könne mir nur diese kurze Frist.“

„Nein, nicht eine Minute. Heute verläßt Du das Schloß nicht mehr, komm“, gab der Fürst in der nächtlichen kalten Weise zur Erwiderung, wobei er in ungeduldiger Hast mehrere Schritte vorwärts that.

Gleichsam wie gelähmt verharrte der Prinz auf demselben Plage. Seine Lippen waren zusammengepreßt, sein blaues Auge glühte, heftig wogte die breite Brust auf und nieder, allein mit männlicher Kraft überwand er den wild hervorbrechenden Zorn, noch ein schwerer, kurzer Seufzer, darauf sagte er fest:

„Nun gut, wie Du befehlst, Vater, ich bin bereit.“

Sicheren Ganges folgte er dem alten Herrn die Treppe hinauf und über den oberen Hausflur. Keiner von Beiden sprach mehr, und auch, als man das durch mehrere Lampen erhellte, außerordentlich behagliche Wohngemach des Fürsten betreten hatte, vergingen noch einige Minuten unter bedrückendem Schmelgen.

Archibald hatte sich des leichten Sommerpaletots nicht entledigt. Hut und Schirm in der Hand, stand er hochaufgerichtet, in fast trotziger Haltung an einen Sessel gelehnt und blickte unverwandt zu Boden.

„Du bist von dem Ausspruche Dr. Leisingers durch die Mutter bereits unterrichtet, nehme ich an,“ begann endlich der Fürst, indem er seine Stimme zu möglichster Ruhe zwang.

„Gewiß, Vater, und ich freue mich desselben, da gerade ich die Veranlassung zur Herbeiziehung des fremden Arztes gewesen bin. Ich gebe die Hoffnung, Carlos wieder völlig hergestellt zu sehen, auch nicht einen Augenblick auf,“ erwiderte der Prinz, dieses Thema mit besonderer Lebhaftigkeit erfassend.

„Allerdings, Du hast in dieser schmerzlichen Angelegenheit bewundernswerthe Energie und Selbiverleugnung an den Tag gelegt, was um so mehr anzuerkennen ist, weil Deine eigene Anwartschaft auf unseren angestammten Fürstenthum bei Weitem größer sein dürfte als das Erbrecht Deines armen Bruders, obwohl er der ältere von Euch ist. Da ich selbst zwar zur Stunde noch leidlich rüstig und Gott Lob gesund bin, kommt diese heikle Frage für's Erste nicht in Betracht, allein sollte in Carlos' Befinden und Geisteszustand eine günstige Wendung nicht eintreten, so bin ich moralisch dazu verpflichtet — selbstverständlich mit Genehmigung unseres Landesherren — meinen ältesten Sohn entmündigen und unter Curatel stellen, Dir dagegen das unbeschnittene Erbrecht dieses Besitzes zusprechen zu lassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gallegher schaute zurück und entdeckte, daß der Ruf von einem Polizisten herrührte. Seine einzige Antwort darauf war, gewaltig auf das Pferd einzuhauen und es in Galopp zu versetzen. Ein durchdringender Pfiff des Polizisten, von einem zweiten Pfiff von der nächsten Ecke her beantwortet und von einem dritten aus noch größerer Entfernung gefolgt, war das Ergebnis seines Manövers. „Da,“ sagte Gallegher und zog an den Zügeln, „zwei, das ist gerade einer zu viel!“

Das Pferd stand pfeifend und dampfend still. „Warum zum Teufel hieltest du nicht an, als ich rief?“ fragte der Polizist, der nun an den Wagen getreten war.

„Ich hörte es nicht,“ sagte Gallegher mit sanfter Stimme; „aber ich hörte Ihr und Ihrer Kameraden Pfeifen, und da dachte ich, das könnte vielleicht mir gelten, und ich hielt daher an.“

„Du hörtest mich sehr gut. Warum sind die Wagenlaternen nicht angezündet?“

„Ah! sollten sie angezündet sein?“ fragte Gallegher, beugte sich hinab und betrachtete sie mit einem Ausdruck tiefsten Interesses.

„Das weißt du so gut wie ich und wenn du es nicht weißt, warum gibst du dich denn damit ab Droschkentritscher zu sein?“

Du siehst auch gar nicht danach aus, woher hast du den Wagen?"

"Das ist allerdings richtig! Der Wagen gehört nicht mir", antwortete Gallegher lächelnd. Er gehört Luc Mac Govern. Er hatte ihn vor Gowins Schenke stehen lassen, während er drinnen ein Glas trank. Aber es blieb nicht bei dem einen Glas und da befahl mir mein Vater den Wagen nach der Remise zu fahren. Ich bin Gowins Sohn. Mac Govern ist nicht im Stande selbst zu fahren. Sehen Sie nur, wie er das Pferd zugerichtet hat! Er hat seine Remise bei Bachmann, ich bin auf dem Weg dorthin."

Die so große Orts- und Verhältnissenkenntnis im Quartier schwächte des Polizisten Verdacht. Er schaute Gallegher mit einem so durchdringenden Blick an, daß jeder weniger durchtriebene Lügner nicht davor Stand gehalten hätte. Gallegher begnügte sich damit, sich vor Kälte zu schütteln und wartete mit gleichgültiger Miene auf des Polizisten Antwort. In Wirklichkeit aber klopfte sein Herz, als sollte es zerpringen und er fühlte, daß er bei längerem Warten ohnmächtig wurde. Eine neue ganz schneebedeckte Gestalt kam nun zum Vorschein.

"Was gibt es hier, Rüder?"
"Oh, nichts Wichtiges", sagte dieser. "Der kleine Kerl hatte die Wagenlaternen nicht angezündet, ich rief ihn an und weil er nicht gleich hereinkam, pfiff ich. Er soll zu Bachmann fahren. Na spute Dich Kleiner!" fügte er mürrisch bei.
"Spute dich", widerholte Gallegher zum Pferd. "Lebt wohl!"

Gallegher athmete erleichtert auf. Als er sich außer dem Bereich der Polizisten sah, ergoß er sich in bitteren Verwünschungen über dieselben und nannte sie lächerliche Dummköpfe. "Es ist gar nicht erlaubt, ordentliche Leute so zu erschrecken, so daß man sie am liebsten todt schlägt," sagte er zu sich selbst, mit einem schwachen Versuch seinen Humor wieder zu gewinnen. Aber die Bemühung fiel unglücklich aus, denn er fühlte mit Beschämung warme Thränen über seine Wangen rollen.

"Es ist doch zu schlecht, daß die ganze Polizei sich zusammen thut, um einen armen, kleinen, unschuldigen Knaben wie mich zu plagen!" Und nach dieser Entschuldigung fuhr er fort: "Ich thue ja niemand etwas zu leid, ich bin halb todt vor Kälte und doch sind sie alle hinter mir her!"

Es war so kalt, daß der arme Kleine stehende Schmerzen in allen Gliedern empfand und als es, wie er es oft bei Kutschern gesehen hatte, die Arme über einander schlug, hämmerte das Blut so stark in seinen Fingerspitzen, daß er laut aufschrie. Schon oft war er so spät auf gewesen, aber noch nie hatte er sich so schläfrig gefühlt. Es war ihm, als ob ein Schwamm mit Chloroform an seine Stirn gedrückt würde und als ob es ihm unmöglich sei, die Mattigkeit, welche ihn überfallen hatte, abzuschütteln. Undeutlich sah er eine runde helle Scheibe wie einen Mond über seinem Kopf schaukeln und es fiel ihm ein, dies müsse die so sehnlich erwartete große Uhr sein, die er eben erreicht hatte. Dies ermunterte ihn ein wenig. Er betrachtete aufmerksam die Scheibe und stieß dann einen Schreckensschrei aus, sie zeigte halb drei Uhr! Er hatte also nur noch zehn Minuten.

Dieser Schreck und alle elektrischen Laternen an den bekannten Gebäuden erweckten ihn völlig. Er machte sich klar, wo er sich befand und daß es die äußerste Nothwendigkeit sei, sich mit allen Kräften zu eilen. Er trieb das Pferd zum rasendsten Galopp an, nur ans Weiterkommen denkend und weder rechts noch links blickend. Jetzt drehte er von der Broadstreet in die Kastanienstraße ein und hatte nur noch fünf Querstraßen zu passieren — Gallegher hat nie erfahren, wie es eigentlich zuging, aber plötzlich wurden er und das Pferd von beiden Seiten ergriffen.

Zwei Drohkentner standen beim Kopf des Pferdes, freischelten es und nannten es bei seinem Namen. Andere Kutscher umstanden den Wagen, schrien, stuchten und suchten mit ihren langen Peitschen in der Luft herum. Sie wußten alle, daß dieser Wagen Mac Govern gehörte, aber wo war er selbst? Sie wollten wissen, wo er sei und warum er nicht auf dem Bod sitze. Wo hatte Gallegher den Wagen gestohlen? Hatte man je einen solchen Dummkopf gesehen, der den Freunden des Bestohlenen gerade in die Arme fuhr? Sollte ein Kutscher jetzt nicht einmal mehr einen Augenblick einkehren dürfen, um ein Glas zu trinken, ohne daß man ihm unterdessen den Wagen stahl? Einige riefen sogar nach der Polizei, um den jungen Dieb festzunehmen.

(Schluß folgt.)

Der Bilderjümd der deutschen Sprache.

In einer der letzten Sitzungen des rührigen deutschen Sprachvereins zu Berlin, besprach Herr Dr. Richard Böhme das schon rühmlich bekannte Buch „Der Bilderjümd der deutschen Sprache“, von Hermann Schrader, das jetzt mit bedeutenden Erweiterungen in zweiter Auflage vorliegt. Vieles aus dem Schatz unserer Sprache, was wir achlos benutzen, kommt in diesem Werk zur interessanten Grörterung. Schrader zeigt uns, daß sich in unserer Sprache heute eine Reihe von Wörtern finden, die fremd aussehen und doch urdeutsch sind, während andere, die aus der Fremde stammen, ein Gewand angenommen haben, das sie wie alte deutsche Wörter erscheinen läßt; es sei nur an Marschall und Felleisen erinnert.

Er weist darauf hin, daß das Volk sich Fremdwörter ebenso wie unverstänliche Wörter mundgerecht macht, wie Zanktipe für Kanktipe; allbekannt ist das Wis und die Lampenröhre für vive l'empereur; in Oberbarnim haben wir ein Dorf Beaugard, das die Bauern Borchardt nennen. Dagegen stammt Potengram oder Potengram für Bodagra und ragenfahl für radikal schon von Fischart. Von Verwandlungen der Fremdwörter können die Apotheker genügend erzählen, aber hier möchte man das Doppelsohlenkaueude Nashorn für doppeltsohlenlaures Natrou nicht für eine unberufte Verballhornung im Volksmund halten, sondern für einen sehr bewußten schlechten Witz.

Das Schwein steht nicht gerade in hohen Ehren und doch sagen wir von einem Menschen, dessen Glück wir bewundern: Der hat Schwein, hat der aber eine Sau. Hierfür giebt uns Schrader die folgende Erklärung: „In dem Spiel der deutschen Karten, mit den vier Farben, Eichel oder Eder, Schellen, Herz und Schiwpen oder Laub, heißt ganz allgemein die Karte, welche vier Asen langen, die Sau. Wie verbreitet solch Spiel und seine Benennungen seit langen Zeiten waren, zeigt Abraham a Santa Clara, welcher sagt: „So sind ja in den Karten vier Säu, und weil die Säue mehr gelten als ein König, so ist ja das ein säuisch Spiel.“ Wer nun eben ein oder mehrere As oder Säue hat, durch welche er die anderen Karten stechen und somit gewinnen kann, der hat eben Glück. Und so übertrag sich jenes Wort, das zuerst vom Spiel galt, gar leicht auf das gewöhnliche Leben.“ Diese Deutung ist leicht und ungeangenehm. Dagegen möchte Herr Böhme die zweite Deutungsart, die Schrader für möglich ansieht, nicht gelten lassen. Darnach soll nämlich bei den Waffentesten der deutschen Bürger unter den Preisen als letzter oft ein Schwein gewesen sein. Wer sich also bisher nicht ausgezeichnet hatte, konnte gewissermaßen noch als Trostpreis, zu guterletzt das Schwein gewinnen. Daß daraus sich der Sinn „Glück haben“ ergeben konnte, sei sehr unwahrscheinlich.

Vielelei Versuche sind gemacht worden, den Ursprung der Redensart in den April schicken und der daran geknüpften Sitte zu finden. Die einen haben daran erinnert, daß Christus am Abend und in der Nacht vor seinem Tode vom Hohenpriester Hannas zum Hohenpriester Kaiphas, dann zu Pilatus, zu Herodes und wieder zu Pilatus geschickt worden, und dies sei in den Tagen vor den jüdischen Ötern, also etwa zu Beginn unseres Monats April geschehen. Andere erinnern an eine Reichstagsstiftung am 1. April 1530 in Augsburg, wieder Andere wollen gar die christliche Ostergeschichte heranziehen. Mit Recht weist Schrader alle diese Versuche zurück; er will den April und dessen Namen selbst zum Ausgangspunkt der Redensart und der Sitte machen. Wer im April bei hellem Sonnenscheine hinausgeht, der kann es erleben, daß er nach zehn Minuten vom schönsten Regenschauer überrascht wird und anstatt der erwarteten Freude am sonnenwarmen Spaziergang den Verdruß über verregnete Kleider und, wenn es gut geht, einen Schnupfen mit nach Haus bringt. „Man nahm dem launenhaften Monat an seinem ersten Tage eine gegenseitige Kederei vorweg, welche der neidiache Monat selbst an allen seinen Tagen an Jedermann verübte.“ Dies Aprilschicken findet sich außer in Deutschland auch in Holland, England, Frankreich. Jemand in den April schicken, heißt bei den Franzosen: donner un poisson d'Avril à qu. Französische Gelehrte verlieden eine geschichtliche Erklärung: Ein in Ungnade gefallener Prinz von Lothringen, den Ludwig XIII. in dem Schlosse von Nancy in strengster Haft hielt, habe sich am 1. April, die Mauer durchschwimmend, die Freiheit verschafft. Die Lothringer sollen, als sie von der Flucht hörten, gequält haben, daß man einen Fisch habe von den Franzosen bewachen lassen. Der französische Gelehrte Quillard behauptet, die Sitte hätte begonnen, als im Jahre 1564 infolge einer Verordnung Karls IX. das Jahr mit dem April anzufangen aufhörte.

Allerlei.

Vierzehn Jahre den Stimmen zu spielen, das hat — wie man aus Konstantinopel schreibt — ein bei einem reichen Grundbesitzer in Jenischehir in Dienst stehender 29-jähriger Kutscher fertig gebracht. Als zerlumpter Knabe von dem weicherzigen Bey von der Landtrake aufgenommen und erzogen, war dem elternlosen Burschen aus Mitleid besonderes Vertrauen geschenkt worden, da er es schlauser Weise verstand, sich in kurzer Zeit bei seinem Herrn und Hohenbedi beliebt zu machen. Vor einigen Tagen mißbrauchte er jedoch das von seinem Brodherrn in ihn gesetzte Vertrauen, indem er mit einem ihm zum Wechseln eingehändigten Poiten Geldes verduftete. Er wurde

Jedoch in Al-Basar ergriffen und verhaftet; nach Jemischehr gebracht, wurde er dort zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Welch' riesiges Erstaußen malte sich auf den Gesichtern aller im Gerichtssaale Anwesenden, als der „Stumme“ zu seiner Vertheidigung mit einem Mal zu reden anfing. Auf Befragen des Richters gestand er, das Gebrechen erit aus Furcht, arbeiten zu müssen, dann um Mitleid zu erregen und auf solche Weise gute Tage zu verleben, geheuchelt zu haben.

Das Urbild der Schleppe wird von einem kundigen Ethnologen in dem soeben erschienenen Heft 7 des vortreflich geleiteten Familienblattes „Die Gartenlaube“ (Verlag der Gartenlaube, Leipzig) unserer allezeit schleppensfreundigen Damenwelt vorgeführt. Er meint resigant, der Kampf gegen die Schleppe sei nutzlos; die Kleiderordnungen des Mittelalters hätten sie so wenig beseitigen können wie alle Vernunftgründe moderner Hygieniker; sie sei andererseits so alt wie das Bestreben des schönen Geschlechts den eigenen Reiz durch Putz zu erhöhen. Was er aber von den Trachten jener Urvölker zu berichten weiß, deren Damen zuerst Schleppen durch den Staub zogen, ist wenigstens geeignet, diesen Brauch in die Sphäre der Komik zu rufen. Und die Lächerlichkeit wirkt oft stärker als die ernstesten Vorhaltungen. In Badailand fand Gustav Nachtigal bei den Frauen die Sitte, dem verlengschmückten Hüftengürtel nach hinten eine Länge zu geben, daß er mehrere Ellen lang über den Boden schleift. In Dar-Fijud und Dar-Said sieht man nicht selten die Frauen von kleinen Sklaven begleitet, welche ihnen diese luxuriöse Schleppe, die „Fide Endurki“ tragen. Am Tichadsee schürten die vornehmen Negersinnen den üblichen Schaul so um die Hüften, daß er in Form einer langen Schleppe herabwallt. Die Damen lassen sich die Schleppen nachtragen, wenn der Boden naß und schlammig ist, bei trockenem Wetter muß die Schleppe fege, Staub aufwirbeln und Aufsehen erregen. Es ließe sich die Zahl der Beispiele bedeutend vermehren. Wir wollen jedoch nur noch einer afrikanischen Ballschleppe gedenken, wie sie z. B. bei den Balivöllern im Hinterlande von Kamerun üblich ist. Dort schlingen die sehr spärlich bekleideten Schönen gewöhnliches Baumwollzeug von der Breite eines Taschentuchs um die Hüften und lassen das eine Ende 4 bis 5 Meter lang auf dem Erdboden schleifen. Auch Männer versehen sich bisweilen mit einem solchen Ballschmud. Auf dem Tanzboden wird nun die Schleppe nicht aufgehoben, sie statet während des Tanzes in allerhöchsten Schlangenwindungen hin und her, und es gehört zum dortigen guten Tone, daß keiner der Tänzer auf die Schleppen der Tänzerinnen tritt. Aber selbst in Gegenden, in welchen Baumwollzeuge rar, Seide und ähnliche kostbare Stoffe unbekannt sind, verzichten die Afrikaner nicht immer auf den Staat der Schleppe. Die Natur hat dem Menschen im Gegensatz zu den Thieren den Schmud des Schwanzes vererbt, aber Naturvölker gefallen sich oft in ihm und binden sich von hinten allerlei Anhängel an. Bald besteht der Schmud nur aus Erbsienstroh und Bananenblättern, muß aber bei festlichen Gelegenheiten doch bis auf die Erde herabwallen. Oft werden wirkliche Thierschwänze angehängt, und als besonders vornehm gelten die langen, die auf dem Boden schleppen. Dieser Schmud, über dessen Verbreitung bei den Naturvölkern man früher nicht genauer unterrichtet war, gab ja den Anlaß zur Entstehung des Märchens von geschwänzten Menschenaffen, die in Urwäldern Afrikas und Asiens leben sollten. Dieser Putz zählt zweifellos zu den ältesten des Menschengeschlechts, da wir ihm bei Völkern auf der niedrigsten Kulturstufe begegnen, und in ihm haben wir auch zweifellos das Urbild der Schleppe vor uns.

Gelehrte Originale schildert ein alter Giesener Student, der Erinnerungen an diese trauliche Unversität aus den vierziger Jahren in einem den Manen Moritz Carriere's und Carl Vogt's gewidmeten Aufsatze mittheilt: „Professor U m p f e n b a c h, ein überaus gelehrter Mathematiker, war immer zeitrettend und so ganz in seine mathematischen Probleme vertieft, daß er Alles um sich her vergaß. Zu früher Morgenstunde stirkte er ein, den Hut auf dem Kopfe, aber in Schlafrock, Pantoffeln und Unterhosen nach dem Kollegium, und erst das Gelächter der Zuhörer nach seinem Eintritte machte ihn auf sein Versehen aufmerksam. Da er den Rückzug nach seiner Wohnung doch nicht im gleichen Aufzuge antreten mochte, erludte er einen der Anwesenden, ihm die nöthigen Garderobestücke inzwischen aus seiner Wohnung zu holen. „Sagen Sie der Frau Professorin“, rief er dem Betreffenden nach, „es wäre zu heiß für die Hofen, sie möchte mir die Höschen schicken.“ Derselbe Gelehrte machte täglich um die Abendstunde im Sturmschritt und ohne aufzusehen seinen Spaziergang um die „Schur“, eine sich rings um die Stadt ziehende Promenade. Am Seltersberg kam ihm ein Dohse in den Weg, an den er ziemlich unjanst anrannte, worauf er sofort den Hut zog und den „etwas starken Herrn“ um Entschuldigung wegen des Anempfehle bat. — Der alte Professor Wilbrandt kam in seinem anatomischen Vortrag darauf zu sprechen, daß die meisten Säugethiere die Ohren willkürlich bewegen, was dem Menschen in der Regel verjagt sei. „Mein Sohn, der Professor“, fügte er hinzu, „kann's aber auch. Julius, sitz' mal den Herren die Ohren!“ Und Professor Wilbrandt jun., ein lebenswürdiger, kenntnißreicher junger Mann, erschien auf dem Katheder und erfüllte den Wunsch Papas, natürlich zum nicht geringen Amüsement der Herren.“

Ministergehalte. Man schreibt aus London: Die 17 Männer, die zusammen das neue Cabinet Salisbury bilden, werden aus der

Tasche der Steuerzahler einen Jahresgehalt von 1780 000 M. beziehen. Am höchsten bedacht ist wegen großer Repräsentationskosten der Lord-Lieutenant für Irland, nämlich mit 400 000 M.; dann folgen die zwei Juristen der Kabinets, der Lord-Kanzler und der irische Lord-Kanzler mit 200 000 M. und 160 000 M. Sieben Kabinetsminister erhalten jährlich je 100 000 M., nämlich der Schatzkanzler, der Minister des Auswärtigen, der Minister des Innern, der Kolonialminister, der Kriegsmminister, der Minister für Indien, und der erste Lord des Schatzamtes. Der erste Lord der Admiralität bekommt 90 000 M. und der Rest der Minister je 40 000 M.

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Vespreehung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Univerfalbuch der Reden und Toaste.** Eine reichhaltige Sammlung von ersten und heiteren Original-Toasten und Reden bei allen Gelegenheiten des Familienlebens, sowie bei geselligen und öffentlichen Feiern. Herausgegeben von Justinus Abel. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. — 416 Seiten Groß-8. Preis broschirt M. 3.—, eleg. geb. M. 3.75. — Es ist eine schöne Sitte, Festlichkeiten froher und ernster Art durch Ansprachen an die Festgenossen größere Wärme zu verleihen. Damit aber eine Rede auf die Zuhörer einen günstigen Eindruck mache, muß sie bei aller Kürze doch inhaltlich, gut stilistisch und im Tone der betreffenden Feier angepaßt sein. Wie oft gegen diese Anforderungen verstoßen wird, können wir nur zu häufig beobachten. Und woran liegt das? Nicht Jeder ist als ein Cicero geboren; die meisten bedürfen eines kundigen Führers, welcher sie in Geheimnisse der „Kunst des Redens“ einweicht. Ein solcher treuer Mentor ist das Eingangsgenannte „Univerfalbuch der Reden und Toaste“. Die in dieser Sammlung enthaltenen Reden sind so muftergültig abgefaßt und berücksichtigen alle privaten und offiziellen Festlichkeiten in so umfassender Weise, daß das Buch den Vorzug vor allen anderen derartigen Werken verdient und Jedem auf das Wärmste empfohlen werden kann. Der reiche Stoff ist in vier Abtheilungen vertheilt, so daß der erste Theil die Familienfestlichkeiten, der zweite Ansprachen in Vereinen, bei Stiftungsfesten, Ehrentagen, Fahnenweihen, Auszeichnungen, auf Partien, Besuchen, Ausflügen u. s. w., der dritte Reden und Toaste bei Einladungen, an geselligen Abenden, bei Spiel und Tanz, Weihnachts- und Spieleserfeiern und im engeren Freundeskreise enthält. Den Schluß bilden Ansprachen bei feierlichen Anlässen in Stadt und Land, Bezirk und Gemeinde, an Kaisers Geburtstag, bei Schulfestern, Einführung von Beamten, Begrüßung von Behörden etc., sowie bei Kriegervereinigungen; diesen schließen sich noch mehrere ernstfeierliche Grab- und Gedächtnisreden an. Dieser Anordnung des Buches gefelt sich auch noch ein ausführliches Schlagwortregister bei. Wie man sieht, enthält der Band für alle überhaupt in Betracht kommenden festlichen Anlässe eine Fülle von Reden und Toasten, die inhaltlich ebenso ausgezeichnet als formvollendet sind.

— **St. Moritz-Bad.** Von Pfarrer Camill Hoffmann. Mit 15 Illustrationen von J. Weber und einer Karte. Verlag: Art. Institut Drell Nüßli, Zürich. Preis 1 Franken oder 1 Mark. — Dieses Heft (Nr. 236/37) der „Europäischen Wanderbilder“ reißt sich seinen so zahlreichen Vorgängern würdig an. Es zeichnet sich vor ihnen dadurch aus, daß es den weltberühmten Kurort in Form von Briefen und Anekdoten beschreibt und in diesem leichten Gewande dem Leser eine angenehme Abwechslung bietet. Lebhaft und anschaulich findet dieser in dem Büchlein das herrliche rätische Hochthal und das Leben und Treiben seiner Kuraison dargestellt, so daß es ihm ein guter Führer während seiner Sommerfrische sein und ihm durch die trefflichen Illustrationen, wenn er wieder zu Hause ist, zur freundlichen Erinnerung an den Ort dienen wird, der ihm einzig schöne Genüsse bereitet hat.

— Im Verlage der Königl. Hofbuchdruckerei T r o w i g s c h u. S o h n in Frankfurt a. D. ist erschienen und durch jede Buchhandlung, wie gegen Einsendung von 90 ϕ portofrei durch die Verlagsbuchhandlung selbst zu beziehen: **Allerlei Nützliche Garten-Zusätze.** Neu durchgesehener und vermehrter Sonderabdruck aus dem „Praktischen Rathgeber im Obst- und Gartenbau“ von Heinrich Freiherrn von Schilling. Mit einer Farbentafel und 29 Holzschnitten nach Zeichnungen des Verfassers. Preis 80 ϕ . Pflicht jeden Gartenfreundes, der seine Pflanzen lieb hat, ist es, sie zu schützen vor dem großen Heere von Schädlingen, von denen ihnen, besonders unserem Obstbau, Gefahren drohen. Der Kampf muß auf doppelte Weise geführt werden: einmal durch direkte Bekämpfung der Schädlinge — und dieser Kampf bildet den Inhalt des von dem Herrn Verfasser früher herausgegebenen Werkes „Die Schädlinge des Obst- und Weinbaus.“ — Dann aber durch Pflege und Unterstützung der Lebensweisen, die unsere Bundesgenossen sind im Kampfe gegen die Schädlinge, besonders der Vögel und gewisser nützlicher Garteninsekten. Als die Kunstbeilage und die sie erklärenden Aufsätze des Herrn Verfassers im vorigen Jahre im praktischen Rathgeber erschienen, erregten sie das größte Interesse der Gartenfreunde und allgemein wurde der Wunsch nach einem Sonderabdruck laut. Der Herr Verfasser ist diesem Wunsche jetzt in erweiterter Form nachgekommen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walther Lebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Ziehe in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.